

Lothar Flemming

Wohin bringt Ihr uns?

Beitrag zum Fachtag des LVR „I have a dream“

Mittwoch, 28. Februar 2018

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, was kann ich Ihnen am Ende dieses Fachtages voller Erkenntnisse und mit einer Menge an Folien noch mit auf den Weg geben? Natürlich weitere Erkenntnisse und mehr Folien! Zwei Dinge sind allerdings in meinem Beitrag anders als bei den bisher gehörten Vorträgen: ich setze mich nicht mit einer herausfordernden Zielformulierung auseinander, sondern mit der scheinbar schlichten Frage „Wohin bringt Ihr uns“, zu lesen im Inneren des Denkmals der grauen Busse, das hier gegenüber vor dem Landeshaus steht – und meine Folien zeigen so gut wie keinen Text, sondern vornehmlich Bilder (*Die zum Vortrag gezeigten Bilder können aus urheberrechtlichen Gründen nicht abgedruckt werden*). Als ich mich fragte, was mir in Erinnerung ist am Ende meiner beruflichen Tätigkeit, kamen mir eben als erstes Bilder in den Sinn. Es sind natürlich „meine Bilder“, sie werden sich an andere erinnern, wenn sie irgendwann ihrerseits zurückdenken. Eventuell wird es aber frappierende Ähnlichkeiten bei den Bildbotschaften geben.

Ich bin mir sehr bewusst über die manipulativen Möglichkeiten von Bildern und die häufig sehr unterschiedlichen Bedeutungsgehalte, die diesen zuweisen können – nehmen Sie zum Beispiel das Bild von Che Guevara, das dem Vernehmen nach das bis heute nach der Mona Lisa am meisten reproduzierte Bild der Geschichte sein soll.

Eigentlich zeigt das Foto mehr, nämlich links von Guevara einen weiteren Mann im Profil, nach rechts schauend und rechts von ihm Teile einer

Palme; es wurde aufgenommen bei einer Trauerfeier anlässlich eines Tankerunglücks in der Bucht vor Havanna, Fidel Castro spricht, Guevara taucht kurz auf, der Fotograf drückt auf den Auslöser. Wir können nur vermuten, was bis heute die Strahlkraft des Bildes ausmacht, das auf T-shirts, buttons und Plakaten Kleidung und Zimmerwände auch von sehr jungen Menschen ziert: ist es der gut aussehende, etwas melancholisch dreinblickende Mann, ist es der Berufsrevolutionär oder das Wissen um sein Ende, das wohl nicht nur eine naheliegende Konsequenz eines Guerillaeinsatzes war, sondern viel zu tun hatte mit dem Wirken von Geheimdiensten und Politik. Vielleicht schwingt aber auch das mit, was Wolf Biermann in die Textzeilen fasste:

„Uns bleibt, was gut war und klar war:

Dass man bei dir immer durchsah

Und Liebe, Hass, doch nie Furcht sah...

Und bist kein Bonze geworden,

kein hohes Tier, das nach Geld schielt

und vom Schreibtisch aus den Helden spielt

in feiner Kluft mit alten Orden.“

Trotz all der Zwiespältigkeit bei der Verwendung von Bildern also, sie sind eben auch hervorragend geeignet, um Botschaften zu transportieren – nehmen sie das folgende Hör- und Sehbeispiel (es folgt ein Musikvideo zu dem Song „a change is gonna come“ von Sam Cooke).

Es handelt sich um einen Song des frühen Superstars der Soulmusik Sam Cooke, dessen Leben im Alter von etwa 32 Jahren 1964 ein jähes Ende nahm: unter bis heute nicht wirklich geklärten Umständen wurde er von einer Motelbesitzerin erschossen, die behauptete, er sei in ihr Büro eingedrungen und habe sie angegriffen??

Ich folge in meinem Beitrag der Erkenntnis des spanischen Philosophen Jorge Santayana:

„Diejenigen, die sich nicht der Vergangenheit erinnern, sind verurteilt, sie erneut zu durchleben.“

Zumindest versuchen will ich, diesen Blick zurück zu ergänzen durch das, was Wolfgang Blankenburg die Futur -II-Perspektive, also das „es wird gewesen sein“, nannte. Blankenburg war einer der wesentlichen deutschen Vertreter der daseinsanalytischen oder anthropologischen Psychiatrie, die versucht, psychisches Leiden in die Lebensgeschichte von Patienten und allgemein deren Menschsein einzuordnen. Bis heute bekannt ist seine Schrift vom „Verlust der natürlichen Selbstverständlichkeit“.

So erklärte ihm eine psychosekranke Patientin ihr Erleben, m.E. eine der eindrucklichsten Versuche, Veränderungen der eigenen Person und der Weltwahrnehmung auf einen Begriff zu bringen. Blankenburg schlägt für die Therapie vor, die aktuelle Situation eines Menschen nicht ausschließlich als quasi naturwüchsiges Ergebnis, als Produkt seiner Lebensgeschichte zu begreifen, sondern mit ihm „voranzuspringen“ und ihn zu ermuntern, von dort aus zurückzublicken und die jetzige Situation zu bewerten. Hierin steckt die Überzeugung, dass Menschen immer imstande sind, sich von Lebensereignissen sozusagen provozieren zu lassen, sich in eine neue Richtung zu entwickeln – eine zukunftsorientierte und auf Ressourcen vertrauende Auffassung!

Recht und Realitäten

Es ist noch nicht lange her, dass Menschen – darunter auch Menschen mit Behinderung – ihrer Rechtsposition und ihres Menschseins beraubt wurden und eben nicht mehr als Würdenträger, also Träger der Menschenwürde angesehen wurden. Denn der „Tod ist ein Meister aus Deutschland“ gewesen, wie Paul Celan es in seiner Todesfuge dichtete, ganze Gruppen von Menschen waren es aus Sicht der Nationalsozialisten nicht wert, zu leben, spätestens dann, wenn sie nicht mehr für Arbeitseinsätze nützlich waren. Eine Voraussetzung für die massenhafte Tötung dieser Menschengruppen war eine schwer nachvollziehbare Bewusstseinsleistung bei den Tätern, nämlich die Zuordnung der Opfer zu einer anderen Spezies

als der menschlichen. Der italienische Schriftsteller Primo Levi hat dies eindrucksvoll in seinem Bericht über seine Zeit in Auschwitz, Titel: „Ist das ein Mensch?“ dargestellt. Er wird hier einem Doktor Pannwitz vorgeführt, der über seine Nützlichkeit zu urteilen hat. Er schreibt: „Pannwitz ist hochgewachsen, mager und blond; er hat Augen, Haare und Nase, wie alle Deutschen sie haben müssen, und er thront fürchterlich hinter einem wuchtigen Schreibtisch... Wie er mit dem Schreiben fertig ist, hebt er die Augen und sieht mich an.... zwischen Menschen hat es einen solchen Blick nie gegeben... der wie durch die Glaswand eines Aquariums zwischen zwei Lebewesen getauscht wurde, die verschiedene Elemente bewohnen... Was wir über die Deutschen dachten und sagten, war in dem Augenblick unvermittelt zu spüren... `Dieses Dingsda vor mir gehört einer Spezies an, die auszurotten selbstverständlich zweckmäßig ist. In diesem besonderen Fall gilt es festzustellen, ob nicht ein verwertbarer Faktor in ihm vorhanden ist`.“

Dass nach 1945 in tiefster Erschütterung über das Gemetzel zweier Weltkriege die Kräfte in der Welt gebündelt wurden, um vor allem in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte eine Grundlage für das friedliche Zusammenleben aller Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit zu schaffen, ist nicht hoch genug zu bewerten. Es schien so, als würde eine Ära beginnen, in der die biblische Aufforderung umgesetzt wird, die Handwerkszeuge des Krieges in solche des Friedens umzuwandeln, heute würde man eher sagen, die verfügbaren Ressourcen aller Art in die Bewahrung und friedliche Entwicklung des Lebens der Völker einzusetzen.

Wir mussten allerdings erleben, dass parallel dazu in unvorstellbarer Grausamkeit weiter Krieg geführt wurde und bis heute wird, nun mit dem Ansinnen, die Lebensgrundlage ganzer Völker zu vernichten. Unvergesslich ist mir das Foto der vietnamesischen Kinder, die einen Napalmangriff der Amerikaner überlebt haben und voller Entsetzen flüchten.

Auch im Innenleben von Staaten blieb es dabei, dass unliebsame Personen an der Spitze gewaltsam ausgeschaltet wurden, nehmen sie das Attentat

auf John F. Kennedy im November 1963, dass das staatliche Gewaltpotential gegen die demokratisch gewählte Regierung (so in Chile) eingesetzt wurde, oder dass die Ausübung demokratischer Rechte eine tödliche Gefahr werden konnte, so wie für den Studenten Benno Ohnesorg

Gleichwohl kann und darf es nicht sein, dass Mittel des Terrors eingesetzt werden, um scheinbar gerechtfertigte Ziele durchzusetzen, so wie es die RAF z.B. mit der Entführung und Ermordung von Arbeitgeberpräsident Schleyer tat.

Wie sagte schon Martin Luther King in seiner Rede, die unserem Fachtag den Titel gibt? „Wir dürfen nicht erlauben, dass unser kreativer Protest in physische Gewalt degeneriert.“

Nur am Rande sei erwähnt, dass der amerikanische Präsident John F. Kennedy zu Beginn seiner Amtszeit um 1960 sehr an einer sozialen bzw. sozialpsychiatrischen Gesundheitsversorgung interessiert war und ein System von regionalen, sektorierten psychischen Gesundheitszentren auf den Weg brachte – allerdings noch ohne Auswirkungen auf die alten psychiatrischen Anstalten.

Auf der anderen Seite stehen Erinnerungen, die ermutigen und die ebenfalls nicht direkt mit der Normierung von Rechten bzw. deren Umsetzung verbunden sind. Wenn es gelingt, eine neue Basis im Zusammenleben zu finden durch die Bereitschaft, vergangene Schuld und das Leiden der Opfer anzuerkennen, um Vergebung zu bitten - so wie es Kanzler Willy Brandt mit seinem Kniefall in Warschau tat -, wenn darüber hinaus eigene schmerzvolle Erfahrungen neu bewertet werden, dann sind dies Anker für die Verbindung zwischen verbrieften Rechten und eigenen Erfahrungen im Alltag.

Richard von Weizsäcker hat in seiner zu Recht berühmten Rede zum 40. Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges am 08. Mai 1985 sehr eindeutig formuliert: „Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen

Gewaltherrschaft.“ Vor allem aber weist er nachdrücklich auf die Bedeutung von wahrhafter Erinnerung hin, wenn es gelingen soll, die Zukunft anders zu gestalten: „Wer sich der Unmenschlichkeit nicht erinnern will, der wird wieder anfällig für neue Ansteckungsgefahren.“

Er schließt mit bemerkenswerten Aufforderungen, vor allem an die Politiker gerichtet:

„Ehren wir die Freiheit.

Arbeiten wir für den Frieden.

Halten wir uns an das Recht.

Dienen wir unseren inneren Maßstäben der Gerechtigkeit.“

Begrifflichkeiten

Zu prüfen ist, wie sich diese sehr grundsätzlichen Positionen im Lebens- und Berufsalltag in unserem Arbeitsfeld wiederfinden. Die Bezeichnungen für Menschen mit Handicaps z.B. waren in den Jahren seit 1945 bemerkenswerten Veränderungen unterworfen: sprach man zunächst in durchaus traditioneller Weise von Krüppeln, Irren und Idioten, wurden daraus zunächst körperlich, psychisch oder geistig Behinderte, dann behinderte Menschen. Um deutlich zu machen, dass ein Mensch nicht nur aus „seiner“ Behinderung besteht, wurde sodann die Sprachfigur des Menschen mit Behinderung gefunden. Nicht zuletzt der Selbsthilfebewegung ist es zu verdanken, dass sich zunehmend der Blick weg von der Ausstattung des Menschen hin zu den Verhältnissen wendet, unter denen er lebt. Wer am Leben teilhaben will, für den ist entscheidend, auf welche Barrieren er trifft und wie ihn diese behindern. Das Faktum der Behinderung wird also von der Person weg auf die Verhältnisse verlagert. Folgerichtig müsste sich auch ein neuer Begriff finden lassen, da die Verwendung der Präposition „mit“ immer noch darauf hinweist, dass es sich um eine Relation der Person handelt.

Wenn es richtig ist, dass künftig stärker eine Wechselwirkung zwischen Person und Umweltbedingungen zu bezeichnen ist, sollte eine andere Präposition Verwendung finden. Mein Vorschlag vor längeren Jahren war demgemäß, von Menschen vor Teilhabebarrrieren oder leichter: Menschen vor Mitmachschränken zu sprechen. Hierbei verschwindet zwar die persönliche Verfassung des einzelnen Menschen, sein Handicap scheinbar, aber es wird umso deutlicher, dass erst die Barriere darüber entscheidet, ob jemand teilhaben kann oder nicht. Und diese ist nicht Teil der Persönlichkeit – also: „behindert ist man nicht, behindert wird man.“

Vielleicht geht es aber auch ganz anders und anglizistisch einfacher, indem man schlicht von „misfits“ spricht in Erinnerung an einen Filmklassiker mit Marilyn Monroe, Clark Gable und Montgomery Clift, der seltsamerweise in Deutschland den Titelzusatz „nicht gesellschaftsfähig“ erhielt, während es im Film doch eher darum geht, ob und wie sich Menschen auf gesellschaftliche Veränderungen einstellen können – hier eben Cowboys, die mit einem Verlust des Sinnes ihrer Tätigkeit – des Einfangens von Wildpferden, die nur noch der Verarbeitung zu Futtermitteln dienen – konfrontiert sind oder eine Tänzerin, die nicht mehr auf diese Rolle reduziert werden will. Auch bei diesem Begriff gäbe es Probleme bei der Bestimmung der Zugehörigkeit zum Personenkreis, wie es in der Eingliederungshilfe heißt, aber das sollten meine bisherigen Ausführungen deutlich gemacht haben: selten geht es um klar umrissene Gruppen, wenn wir über die Auswirkungen von Rechtspositionen einerseits, die Ausgestaltung von Lebenswirklichkeiten andererseits nachdenken.

Die Unterstützungsleistungen für Menschen bei der Überwindung von Teilhabebarrrieren heißen seit langen Jahrzehnten Eingliederungshilfen. Dieser Begriff steht m.E. deutlich in der Tradition eines rehabilitativ ausgerichteten medizinischen Denkens: Schädigungen sind durch geeignete Behandlungs- und Fördermaßnahmen weitestmöglich zu beheben, damit der Betroffene erstmals oder wieder so leben kann wie andere auch. Maßstab sind also die Vielen, die normal Gesunden. Wenn künftig stattdessen über Leistungen zur Teilhabe gesprochen wird, die Menschen

qua Gesetz zustehen, dürfte es folgerichtig auch keine Träger der Eingliederungshilfe mehr geben. Vielleicht wird ja bereits darüber beraten, ob es dann Agentur für Teilhabe heißen soll. Ein solcher Begriff hätte den Charme, dass der Dienstleistungscharakter noch deutlicher würde. Aber sie wissen ja: entscheidend ist auf dem Platz, womit ich hier meine, welches Verständnis bei den Akteuren über ihre Rollen sich entwickelt und wie sie aus diesem „dienenden“ Rollenverständnis heraus ihre Arbeit im Sinne der Menschen tun, die auf Leistungen angewiesen sind.

Hilfreich bei einer Entwicklung in diese Richtung ist auf jeden Fall eine Leitidee. Eine solche existiert spätestens mit der UN-Behindertenrechtskonvention und deren Zielformulierung einer inklusiven Gesellschaft. Es ist bemerkenswert, dass – neben dem Lamento über die nicht zu schulternden Kosten – auch dieser Begriff schnell instrumentell verstanden wurde: es ginge darum, Menschen mit Handicaps zu „inkludieren“. Was ist das und wer macht das? Geht es um Maßnahmen von Professionellen oder Gesunden zur Enthinderung von Betroffenen? Eine Art Willkommenskultur für Menschen aus Sonderwelten in der Gemeinschaftswelt?

Sehen wir uns dazu den Versuch einer grafischen Darstellung dessen an, wie Inklusion gemeint sein könnte – z.B. das weithin bekannte Schaubild nach dem Stufenmodell von Bürli.

Ich weiß nicht, wie es ihnen geht – ich frage mich, seit ich diese Darstellung kenne, was genau uns der Künstler damit sagen will. Was ist der große Kreis, wer sind die vielen Roten darin, die immer darin bleiben, wer sind die bunten Wildpferde drum herum, die im ersten Schritt ohne Ansehen der Farbe in eine Koppel draußen kommen, dann mitsamt der Koppel in den großen Kreis der Roten und schließlich dort ausgewildert werden. Meine Fantasie ging in die Richtung, dass es sich wohl um eine eher mittelalterliche Stadt handelt, in deren Stadtmauern die leben, die Bürgerrechte genießen. Und die draußen haben eben keine Bürgerrechte, sind darüber hinaus aber untereinander unterschiedlich in ihren Rollen und Befindlichkeiten, deshalb

bunt. Gleichwohl scheint eine Notwendigkeit von den Bürgern gesehen zu werden, sie an der Grenze zu sammeln, später innerhalb der Mauern gesammelt zu halten, bis sie schließlich unbegrenzt in die Gemeinschaft der Bürger diffundieren. Die sind immer noch rot, die Bunten immer noch bunt.

Es mag aber auch sein, dass ich das alles ganz falsch verstehe und lediglich deutlich gemacht werden soll, dass heutzutage das Leben in Gemeinschaften von Beginn an bunt ist durch die Beteiligten, die alle die gleichen Rechte haben, innerhalb der Grenzen zu leben, getragen von einer Willkommenskultur.

Ich träume davon, dass der Begriff der Inklusion künftig schlicht verschwindet, weil er den Blick darauf verstellt, dass sich auf dem Weg zu einer solidarischen Bürgergesellschaft vorrangig mit vielfältigen Exklusionsrisiken zu befassen ist, die im schlimmsten Fall immer mehr Menschen zu Überflüssigen in der Erwerbsgesellschaft machen. Wenn die Ursachen von Exklusion konsequent bekämpft werden, bedarf es weniger Anstrengungen, Menschen mit Reparaturprogrammen wieder an die gesellschaftliche Teilhabe heranzuführen.

Aktuell ist es nur ein schwacher Trost, wenn bei der Analyse der nächsten großen Innovation im Sinne der Theorie der langen Wellen oder Kondratieff-Zyklen neben den üblichen technischen Entwicklungen – Biotechnologie, künstliche Intelligenz, Digitalisierung Energieeffizienz usw. – auch der Faktor psychische Gesundheit und Gesundheitskompetenz als wesentlich angesehen wird.

Wenn dann doch einige der Bunten, vielleicht auch manche der Roten Unterstützung benötigen, wie nennen wir die durch entsprechend qualifizierte Unterstützer angebotenen Maßnahmen dann?

Einigermaßen modern – und auch im Bundesteilhabegesetz normiert – erscheint der Begriff der Assistenz, sei sie qualifiziert oder kompensatorisch, aber unbeirrt daneben steht die Betreuung, nicht zuletzt im betreuten Wohnen, vulgo BeWo.

Der Begriff der Betreuung fand nach dem Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Eingang in die Sammlung von Beiträgen aus der Zeitschrift „Die Wandlung“, die erstmals 1945 erschien unter dem Titel „Aus dem Wörterbuch des Unmenschen“. Den Autoren ging es darum, dem Wortschatz des Menschen und des Unmenschen nachzuspüren „und in der Sprache jeweils der Sache auf die Sprünge kommen, die sie bedeutet.“ Hinsichtlich des Begriffes der Betreuung stellen sie fest, dass es im Kern um ein menschliches Verhalten oder Verhältnis geht.

Um nutzbarer zu werden, aktiver, zugreifender, bedurfte es dem Autor zufolge der Vorsilbe „be-“. Damit werde das Objekt der Betreuung „mindestens zeitweilig des eigenen Willens beraubt“. „Man betreut jemanden und damit basta. Die Betreuung ist diejenige Art von Terror, für die der Jemand – der Betreute- Dank schuldet. Und das tut dem Unmenschen wohl. Nur noch dieses Wohlgefühl erinnert an das Stammwort `Treue`.“ Tatsächlich muss es erstmals im nationalsozialistischen Deutschland Institutionen aller Art gegeben haben, die ihre Tätigkeiten als Betreuung bezeichneten. Umfassende Betreuung ersetzt das Geltendmachen von Rechten. Wenn das so war, kann den Autoren nur recht gegeben werden mit ihrer Wertung, die zunächst maßlos übertrieben scheint. Umso mehr kommt es für die Zukunft darauf an, einen Begriff zu finden, der die spezielle Art der Dienstleistung von Professionellen für Menschen mit Unterstützungsbedarf erfasst. In vielen Belangen wird der Assistenzbegriff ausreichend sein, wenn allerdings eine besondere fachliche Expertise erforderlich ist, geht es nicht mehr um reine Assistenz im Auftrag des auf Unterstützung angewiesenen Menschen. Hier geht es darum, wie die Beziehung zwischen fachlichem Experten und Experten in eigener Sache ausgestaltet wird. Jeder kann nachvollziehen, wie schwierig und zugleich notwendig es ist, dass die Experten sich und ihr Handeln transparent machen, damit das Gegenüber seine Situation des Nichtwissens bzw. sein Gefühl des Ausgeliefertseins besser aushalten kann. Es ist kein Zufall, dass in der Medizin der früher übliche Begriff der Compliance, der das Maß der

Befolgung ärztlicher Behandlungsempfehlungen durch den Patienten meint, zunehmend durch den Begriff der Adherence abgelöst wird. Dieser meint auch die Einhaltung eines Therapieplanes, aber der ist mit dem Patienten unter Beachtung seiner Lebensverhältnisse entwickelt worden. Der personenzentrierte Ansatz hat genau dies auch als Basis, ich bleibe jedoch skeptisch, ob der Begriff der Assistenz diese Haltung des „nichts über mich ohne mich“ oder auch informed consent angemessen erfassen kann. Immerhin wird der Dienstleistungscharakter professionellen Handelns deutlicher, Professionelle stellen ihre Expertise mit einer Haltung des Respektes dienend zur Verfügung. Vor langen Jahren habe ich für meine Tätigkeit den Begriff gefunden „Begegnung mit dem Ziel der gemeinsamen Bewegung.“ Damit war kein Sportangebot gemeint, sondern die Erkenntnis, dass gemeinsames Handeln nur dann erfolgreich sein kann, wenn beiden bewusst ist, dass sie sich dabei verändern. Das schützt gegen instrumentelle Anwendung von Wissen und Einfluss!

Haltungen

Sie merken es, es geht mir vorrangig um die Haltung, aus der heraus sich Menschen begegnen und Anteil aneinander nehmen. Der Schriftsteller Axel Hacke sieht in der Anteilnahme gerade in immer komplexer werdenden Verhältnissen einen wesentlichen Schutz gegen den Hang zu vereinfachenden Wirklichkeitskonstruktionen.

Er hat seinem aktuellen Buch den bemerkenswerten Titel „über den Anstand in schwierigen Zeiten und die Frage, wie wir miteinander umgehen“ gegeben. Natürlich fällt es leichter, anständig miteinander umzugehen, wenn die Rahmenbedingungen stimmen. Sie kennen den Satz von Julian Rappaport, dem Begründer des Empowerment-Konzeptes: „Rechte zu haben, aber über keine Mittel und Leistungen zu verfügen, ist ein grausamer Scherz.“

Etwas umfassender formuliert der französische Soziologe Robert Castel: „Soziale Absicherung ist ... die Grundlage dafür, dass sich eine ... Gesellschaft der Ähnlichen bilden kann: eine Art gesellschaftliches Gebilde, aus dem niemand ausgeschlossen ist, weil jeder die notwendigen Ressourcen und Rechte besitzt, um mit allen anderen in Unabhängigkeit (und nicht nur in Abhängigkeit) zu leben. Das ist eine denkbare Definition einer sozialen Bürgerschaft. Es ist auch eine soziologische Formulierung dessen, was man in politischen Begriffen als Demokratie bezeichnet.“

Also: gefestigte Rechte, ausreichende Ressourcen, Anteilnahme in Respekt und Anstand, diese Trias gehört zusammen, auch und gerade in den Institutionen oder Einrichtungen, in denen die meisten von uns ihre Arbeit tun (ich bekanntermaßen gerade in den letzten Zügen!). Soeben habe ich über die Art der Begegnung „mit der Zielgruppe“ gesprochen, also denen, für die wir arbeiten – diese Ausdrucksweise gefällt mir auch mit Blick auf die BTHG-Zukunft besser als „ich arbeite mit Behinderten“! Aber gleiches gilt natürlich auch für das kollegiale Miteinander, gerade dann, wenn dieses nicht reibungslos funktioniert. M.E. gehört neben die genannte Trias zum Handeln in Institutionen zusätzlich eine gemeinsame Leitvorstellung – und das meine ich im Sinne einer Haltung, nicht eines Hochglanzleitbildes. Vor einigen Jahren habe ich bei unserem Führungskräfte-Diskurs keine Anhänger gefunden, als ich bei der Gruppenaufgabe: „vervollständigen Sie folgenden Satz“ für den Satz „Der LVR ist ein guter Arbeitgeber...“ die Fortsetzung vorschlug; „... weil er mir eine gute Arbeit gibt.“ Trotzdem bin ich nach wie vor angetan von meinem Vorschlag, nicht die Zugehörigkeit zu einer fürsorglichen Institution, sondern die Sinnhaftigkeit ihrer Aufgaben nach vorne zu stellen.

Wichtiger ist auch hier natürlich auf dem Platz, und da kann ich nur dem Wittener Soziologen Dirk Baecker recht geben, der schon vor langen Jahren postuliert hat, dass ein Wandel hin zum „postheroischen Management“ erforderlich ist. Was meint er damit? Gerade in Zeiten immer komplexer werdender Problemstellungen in Unternehmen, Diensten, Einrichtungen wächst der Wunsch, hierfür einfache Lösungen bereit zu stellen bzw. von

der Führung bereit gestellt zu bekommen, also die Komplexität zu reduzieren, Handlungsstärke zu beweisen, wenn nicht gar Charisma. Demgegenüber Baecker: „Management ist in seinen besten Momenten nicht anderes als die Fähigkeit, Irritationen in Ordnungen und Verfahren umzusetzen, die für weitere Irritationen empfänglich und empfindlich bleiben. Management ist die Fähigkeit, mit Ungewissheit auf eine Art und Weise umzugehen, die diese bearbeitbar macht, ohne das Ergebnis mit Gewissheit zu verwechseln.“ Unvergesslich ist mir in diesem Zusammenhang das Diktum der Behindertenbeauftragten der amtierenden Bundesregierung, Verena Bentele:

„Kontrolle ist gut, Vertrauen ist besser!“ Bezogen auf ihre sportlichen Erfolge als blinde Skiläuferin meinte sie, mit Kontrolle sei sie ins Ziel gekommen, mit Vertrauen aufs Treppchen.

Ein höchst anspruchsvolles Unterfangen, aber aus meiner Sicht als Haltung und Handlungsoption mit Blick auf anstehende Herausforderungen „alternativlos“. Erst recht, wenn sich Vertreter der Institution in Kontakt mit Kunden oder Kooperationspartnern begeben. Dafür ist die Grundhaltung einer praktischen Entwicklungspartnerschaft erforderlich, wenn man am Erreichen gemeinsamer Ziele interessiert ist. Gemeinsam mit einem Kollegen will ich die in der Arbeitspraxis hierzu gesammelten Erfahrungen als Beratungsformat zur Verfügung stellen – so es denn von der Fachszene nachgefragt wird. Ansonsten folgen wir der Weisheit der Dakota-Indianer: Wenn Du bemerkst, dass Du ein totes Pferd reitest – steig ab!

Ich steige jetzt auch so langsam ab, aber will zuvor doch wenigstens versuchen, meine bewusst sehr allgemein-gesellschaftlich und wenig Eingliederungshilfespezifischen Überlegungen der Futur-II-Perspektive zuzuführen:

- Es ist noch nicht erreicht, dass Menschen nie mehr die bange Frage stellen müssen „wohin bringt ihr uns?“, worin all ihre Auslieferung an eine ihnen fremde Macht sich ausdrückt. Sicher nicht mehr in der Form, wie sie mit den grauen Bussen verknüpft war,

also zum Transport aus den Anstalten in den Tod in speziellen Tötungsanstalten, aber es bleibt eine stetige Herausforderung, Menschen die rechtliche und faktische Position zu ermöglichen, die ihnen die viel beschworene Augenhöhe garantiert

- Es ist noch nicht so, dass unsere Gesellschaft „die Verwirklichung des Allgemeinen in der Versöhnung der Differenzen“ abbildet, wie Adorno formuliert, einer Gesellschaft, in der „man ohne Angst verschieden sein kann“.
- Es ist engagiertes Handeln erforderlich, nicht nur so, wie Berthold Brecht

in seinen Geschichten vom Herrn Keuner zum Umgang mit dem Agenten der Macht empfiehlt: diesen Agenten quasi zu Tode dienen, ohne ihm zu Willen zu sein. Vorbild kann eher der französische Diplomat Stéphane Hessel sein, geboren als Deutscher in Berlin und schon als Kind mit seinen Künstler-Eltern nach Paris ausgewandert. Nach Tätigkeit im Widerstand und einem fast wundersamen Überleben des KZ war er beteiligt an der Erarbeitung der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte und sodann bis ins hohe Alter gegen die Verletzung der Menschenrechte und die Zerstörung der Umwelt aktiv. Er ruft zum friedlichen Widerstand auf in seinen kleinen Streitschriften mit den Titeln „Empört Euch!“ und „Engagiert Euch!“

- Es bleibt dringend erforderlich, sich zu erinnern, sich auch des Umfeldes zu vergewissern, in dem man tätig ist, im Sinne von Weizsäcker in möglicher Wahrhaftigkeit. Und dazu gehört auch der unverstellte Blick darauf, wie dünn der zivilisatorische Firnis ist über einer grauenvollen Vergangenheit. Wesentliche Akteure konnten nach 1945 recht unbehelligt über Jahrzehnte Karrieren machen und waren plötzlich „lupenreine Demokraten“ – das wissen wir hier im LVR nur zu gut über die Aufarbeitung der Geschichte des ersten Landesdirektors nach dem 2. Weltkrieg Udo Klausa.

Mithin sollten wir uns selber nicht zu sicher sein, wie wir handeln werden, wenn die Verhältnisse uns in die Enge drängen

- Teilhabe aller, also auch der Menschen mit Handicaps hat eine Chance, wenn sie nicht als reine Rechtsanwendung oder technokratische Instrumentenentwicklung verstanden wird – auf die Entwicklung der Haltung kommt es an!

Ich schließe mit den Worten des wunderbaren Robert Gernhardt:

Dafür ist der Mensch zu lieben,
dass er alternd kindlich bleibt:

Fühlt sich riesig

glaubt sich sicher

dünkt sich weise

wähnt sich rein-:

Dafür lieben wir den Menschen:

Nennt sich Hans. Ist Hänschen klein.

Ich danke Ihnen für die gemeinsame Zeit. Machen Sie es gut!

Hinweis: Lothar Flemming beendete mit dieser Rede seine berufliche Tätigkeit, die ihn über 30 Jahre mit dem LVR verbunden hat.